

Dem Gelöbnisse treu.

Und welches war der Erfolg? Von dem Kaffernvieh, das bei Beginn der Seuche auf unserer Farm war, sind 35 % an der Seuche gefallen. Wir selbst haben bis jetzt — Gott sei es gedankt — hier in Czestochau noch kein einziges Stück durch diese Seuche verloren, obschon unser Vieh infolge der angrenzenden Weideplätze manchmal ganz nahe mit dem der Kaffern zusammenkam. Auch mußte ein großer Teil unseres Viehes auf dem Wege zum Dipping-Tank über die Weide getrieben werden, wo das kranke Kaffernvieh sich befand, und anderseits mußte die ganze kaffrische Herde auf dem Wege zum genannten Tank hart an unserm Stalle vorbei und über die Straße, wo sich unser Vieh den ganzen Tag aufhielt, sodas nach meiner Ueberzeugung jedenfalls eine Menge der von erkrankten Tieren abgefallenen Fäden darauf lagen.

Zur Zeit, als die Seuche hier am heftigsten wütete, machte ich die Flüssigkeit, in der das Vieh gedippt wurde, noch etwas stärker als gewöhnlich. Infolge dessen schrumpfte bei den Tieren die Haut ein und gingen stellenweise die Haare aus. Als Gegenmittel rief ich dann die wunden Stellen mit Schweinefett ein, so daß ich keinen weiteren Schaden bemerkte. Einige kranke Tiere verendeten auf dem Weg zum Dipping-Tank. Wir zogen ihnen die Haut ab, rollten diese sorgfältig (mit den Haaren nach der Innenseite) zusammen und legten sie ins Tank, um auf diese Weise jede infizierte Bede zu töten. Durch das starke Dippen gingen mir ein paar junge Kälber verloren, allein, ich dachte, wenn ich nur die Bedengefahr beseitigen kann, so will ich den kleinen Verlust gern mit in den Kauf nehmen.

Jenseits des Umzimkulu ist eine Kaffern-Lokation (ein von der Regierung den Schwarzen reservierter Platz). Die dortigen Leute lachten mich zuerst aus und sagten: „Du bringst mit dem beständigen Dippen all' dein Vieh um; die Krankheit ist gar nicht so schlimm, wie man gewöhnlich sagt, nur einige wenige Tiere krepieren.“ Ich ließ sie ruhig reden, denn mit Vernunftgründen kann man ja diesem Volk nicht beikommen, und dachte, wir wollen abwarten. Und in der Tat, ich hatte nicht lange zu warten. Als bei uns die Seuche abnahm und endlich ganz aufhörte, kam sie dort erst recht zum Ausbruch, obschon es in jener Gegend an sich viel weniger Fäden gibt, als bei uns. Weil jedoch nie gedippt wurde, fand das Uebel keine Schranke und verbreitete sich immer mehr. Von all dem Vieh in jener Lokation ist auch nicht ein einziges Stück übrig geblieben.

Ähnliches geschah bei den Farmern in der benachbarten Droni-Vlei. Alle jene, die fleißig dippten, haben heute noch ihr Vieh. Wohl forderte die böse Seuche auch hier ihre Opfer, allein, falls man vor-

schriftsmäßig dippte, rettete man wenigstens das meiste Vieh; die es unterließen, verloren in kurzer Zeit alles.

Dem Gelöbniße treu:

(Frei nach Chateaubriand.)

2. Kapitel.

Mettha, die Christin.

Eines späten Abends — o, ich werde jenen Tag nie mehr vergessen in meinem ganzen Leben — hatte die Truppe ihr Lager am Rande eines großen Waldes aufgeschlagen, und ich saß mit einem indianischen Krieger, der mit meiner Bewachung betraut worden war, in der Nähe des Feuers. Düstere Gedanken stiegen in meiner Seele auf. Ich fühlte zwar den Mut in mir, furchtlos dem Tod ins Auge zu schauen, wenn es sein mußte, dennoch aber tat es mir wehe, schon in so jungen Jahren, noch bevor ich eine große Tat vollbracht, sterben zu müssen...

Während ich so dachte und sinne, siehe, — da taucht plötzlich aus dem Waldesdunkel eine lichte Gestalt auf. Eine große, schöne Jungfrau kam leichten Schrittes zu uns heran und setzte sich in kurzer Entfernung von mir nieder. Ich war ganz Auge für die wunderbare Erscheinung; denn sie trug einen langen, weißen Schleier und auf ihrer Brust schimmerte ein gol-



Michael Dietrich, München, Phot.

Die Urenkel des bayerischen Prinzregenten.

denes Kreuz. Ich hatte nie so eine Jungfrau gesehen; sie war offenbar eine Indianerin, allein ihre Gesichtszüge glichen jenen der spanischen Frauen und Mädchen, die ich bei den Weißen in „St. Augustin“ gesehen. Geräumige Zeit saß sie so da, blickte mich traurig an, sprach aber kein Wort.

Da sagte ich mir endlich ein Herz und redete sie an: „Edle Jungfrau, weshalb trauerst du über einen dem Tode geweihten Fremdling?“

Sie aber hatte nur die eine Gegenfrage: „Bist du ein Christ? Ich habe gehört, du lebst bei den Europäern in „St. Augustin“ gewesen.“

„Wohl war ich viele Monate bei den Spaniern, doch die Götter meiner Hütte habe ich nie verleugnet und vom Christentum wollte ich nichts wissen.“ —

Da hielt sie mir wie abwehrend beide Hände entgegen und sagte in vorwurfsvollem Tone: „O du armer, unwissender Götzendiener, wie sehr bedaure ich dich! Siehe, ich bin eine Christin! Meine Mutter hat mich in den Lehren des katholischen Glaubens unterweisen und mir bei der hl. Taufe den Namen Mettha gegeben. Ich bin die Tochter Simagans mit den goldenen Armbändern, den du als Häuptling dieses Zuges kennen gelernt. Fremdling, deine Tage sind gezählt! Wir gehen nach Apalashufa, und dort wirst du verbrannt werden!“ — Bei diesen Worten erhob sich Mettha und

schrift, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, in stolzer Haltung dem Lager zu.

Mir war's, als hätte ich einen Engel gesehen. Was will diese edle Jungfrau von mir? Sie scheint großes Interesse an meinem Schicksal zu haben, denn weshalb wäre sie sonst in so später Abendstunde ganz allein zu mir gekommen? Doch sie ist eine Christin. Wie abwehrend sie die Hand gegen mich, den Heiden, ausstreckte, welch' beschämende Namen sie mir gab und wie bestimmt sie versicherte, ich würde in Apalashuka des Feuertodes sterben! ... Wie mag das alles noch enden?

Indessen ging unser Zug unaufhaltsam vorwärts. Jeden Abend wartete ich, ob Mletha, die Christin, wieder käme, doch sie erschien nicht. Seit sie gehört, daß ich ein Heide sei, wollte sie offenbar nichts mehr von mir wissen. Am siebzehnten Tage unseres Marsches, um die Zeit, wo die Libelle ausfliegt aus den Wassern, kamen wir in die große Savanne Maschua. In weitem Umkreis stiegen terrassenförmig mehrere Hügelketten auf, die auf ihren stolzen Kuppen ganze Wälder von Kokosbäumen, Zitronen, Magnolien und Steineichen trugen.

Hier stieß der Häuptling den Haltruf aus, und die Truppe lagerte sich am Fuße der ersten Hügelreihe. Mich selbst wies man aus der Mitte der Krieger hinaus zu einer Quelle, an denen das Gebiet von Florida so reich ist, und band mich am Fuße eines Baumes fest. Ein Krieger wurde als Wache zurückgelassen. Ich sah es ihm an, wie ungern er blieb; am liebsten wäre er zu einem der Lagerfeuer geeilt, um dort mit den übrigen zu schmausen und zu trinken.

Raum hatte ich ein Viertelstündchen an diesem Orte zugebracht, — da kam Mletha wieder! Wie ein Wesen höherer Art schritt sie in ihrem langen, weißen Schleier unter Ambrabäumen der Quelle zu. „Krieger,“ sagte sie zu meinem Wächter, „wenn du den Rehbock im Walde jagen willst, werde ich den Gefangenen hüten.“ — Einen Augenblick sah er die Tochter seines Häuptlings zögernd an, dann aber sprang er hoch auf vor Freude, nahm Pfeil und Bogen und verschwand im nahen Dickicht.

So war ich plötzlich mit Mletha allein. Ich fühlte, wie das Herz in der Brust mir pochte und hämmerte. Auch Mletha schien befangen, doch gewann sie zuerst die Fassung wieder und sagte: „Schwache Bande halten dich

zurück, o Jüngling. Du kannst leicht fliehen.“ Mit diesen Worten löste sie mich vom Baume los, wies mit der Hand in die Ferne und flüsterte mir zu: „Schnell! Nette dich!“ —

Ich war frei — und doch war es mir, als sei ich mit tausend Banden gefesselt. Ich sollte fort, weit fort, und vermochte mich keinen Schritt von Mletha, der schönen Jungfrau, zu trennen. Gelassen hob ich die Schnüre, die zur Erde gefallen waren, auf und legte sie in die Hand der stolzen Häuptlingstochter mit den Worten: „Nimm die Bande zurück, nimm sie zurück und binde mich wieder, denn ich kann nicht fliehen.“



Kaffeeverbrauchsstatistik. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

„Unsinniger!“ rief sie aus, „weißt du denn nicht, daß man dich in wenigen Tagen verbrennen wird?“

„Ach, was liegt mir am Leben?“ entgegnete ich. „Ja, es gab eine Zeit, wo das Leben mir teuer war, denn damals wurde ich geliebt. Eine zärtliche Mutter trug mich, in Biberfelle eingewickelt, auf ihren Schultern; und auch Utahyffe, der Vater, liebte mich. Er nannte eine schöne Hütte sein eigen, und seine Jagdgründe waren groß; da tranken braunäugige Knehe die stillen Wasser aus tausend Bächen. Jetzt aber irre ich heimatlos in der Fremde umher. Kein einziger Freund ist mir geblieben, der nach meinem Tod ein wenig Gras auf meinen Leichnam legte. Wo wäre eine Seele zu finden, die einem armen, schwerverfolgten Fremdling eine Träne des Mitleids schenkte?“ —

Da schimmerte es feucht in den Augen Mlethas. Sollte sie mich wirklich lieben? Wie, wenn sie mit mir ginge? Ja, mit ihr wäre mir die Freiheit ein hochwillkommenes Geschenk geworden! Da begann ich wieder: „Mletha, schön wie der Traum eines guten Kindes, willst du meinen Schritten folgen? Die Wälder sind frei und bieten uns Schlupfwinkel genug. Bedürfen die Kinder der Hütten so vieler Dinge zu ihrem Glücke?“

„Halt ein, junger Freund,“ entgegnete mir ernsten Blickes die Christin. „Mabonda, du hast die Sprache der Europäer gelernt, und es ist leicht, eine Indianerin zu täuschen. Nein, unsere Wege gehen getrennt, denn ich bin eine Christin, und du, armer Sklave, bist ein unwissender Heide. Meine Religion trennt mich immer von dir. ... Was würde meine Mutter sagen? — Mutter, wie lauteten doch deine letzten Worte?“ ... Hier hielt Mletha inne, es war, als fürchtete sie, es möchte ihren Lippen unversehens ein großes Geheimnis entschlüpfen.



Ein neuer Motorschlitten.

„Wohlan,“ rief ich aus, „bist du so grausam, so bin ich es auch. Ich werde nicht fliehen. Metha, du wirst mich auf dem Scheiterhaufen sehen, sollst das Pischen meines Blutes hören und magst dann miteinstimmen in das wilde Freudengetöse meiner Feinde.“ . . .

In diesem Augenblick erscholl von der Quelle her das Gebrüll der Krokodile, und mit einem Schlag wurden in den nahen Wäldern die Stimmen der wilden Tiere laut. „Laß uns diesen Ort verlassen!“ sprach Metha. Ich wollte ihre Hand ergreifen, doch sie wies mich barsch zurück; doch gestattete sie, daß ich das eine Ende der Schnur in der Hand behielt, mit der ich gebunden gewesen. Unser Spaziergang war fast stumm. Nochmals forderte mich die stolze Häuptlings Tochter auf, zu fliehen; doch mein Entschluß stand fest: entweder frei mit ihr, oder sterben. Da führte sie mich wieder zur Quelle zurück und band mich neuerdings an den Baum.

Ich ließ es zu, ohne mit einer Miene zu zucken! —

(Fortsetzung folgt.)

Verehere den hl. Joseph!

Der Monat März ist seit alter Zeit in ganz besonderer Weise der Verehrung des hl. Joseph geweiht. Alle Stände empfehlen sich dem mächtigen Schutze dieses großen und milden Heiligen und wetteifern in seiner Verehrung und Anrufung.

Der hl. Joseph wird verehrt von der Kinderwelt als der Pflegevater des lieben Jesuskindes, ihn verehrt die Jugend ob seiner Unschuld und Jungfräulichkeit, er gilt auch als Muster der Eheleute wegen seiner Vermählung mit der allerheiligsten Jungfrau. Sein Andenken steht in Ehren bei jeder christlichen Familie, und selbst die große Familie Gottes auf Erden, die katholische Kirche, hat den hl. Joseph als ihren besonderen Schutzpatron erwählt.

In dem schlichten, von der Welt wenig beachteten, vor Gott aber so ausgezeichneten Handwerksmann Joseph sieht sich namentlich auch der Arbeiterstand geachtet und geehrt. Darum hat auch der um die sittliche und materielle Hebung der arbeitenden Stände so hochverdienter Stifter der Gesellenvereine, Alois Kolping, seiner Gründung den hl. Joseph zum besonderen Schutzpatron gegeben. Desgleichen sind unter dem Namen und Schutze des hl. Joseph verschiedene religiöse Genossenschaften entstanden, wie z. B. die Josephschwwestern und andere, die sich namentlich mit Erziehung der Jugend und der Krankenpflege befassen. Auch als Kirchenpatron wird der hl. Joseph in neuerer Zeit vielfach gewählt.

Die Verehrung des hl. Joseph reicht bis in die ersten Jahrhunderte zurück, obgleich man anfangs damit etwas zögerte, um ihn nicht etwa der allerheiligsten Jungfrau Maria gleichzustellen. Die abendländischen Martyrologien vom 9. Jahrhundert enthalten schon seinen Namen, und die Griechen begingen schon damals sein Fest am Sonntage nach Weihnachten. Als im Mittelalter der sogenannte „schwarze Tod“ die Länder Europas heimsuchte, wurde bei den öffentlichen Gebeten um Abwendung dieser furchtbaren Gottesgeißel der Name des hl. Joseph immer an erster Stelle genannt.

Viele Heilige waren eifrige Verehrer des hl. Joseph, z. B. der selige Hermann mit dem Beinamen Joseph, der hl. Joseph Kalasanz, der hl. Alphons Maria von Liguori und namentlich auch die hl. Theresia.

Fasse auch du, lieber Leser, in diesem Monat den Vorfaß, fortan die Verehrung des hl. Joseph recht

eifrig zu pflegen. Du wirst sehen, das wird dir und all jenen, welche dir nahestehen, zu ganz besonderem Segen gereichen.

Ein verlorenes Kind.

Vor mehreren Jahren, als ich mich noch in Porto Alegre (Brasilien) befand, wurde mir von einer sehr braven katholischen Familie mitgeteilt, daß sich in ihrem Hause eine vom Schicksal hart heimgesuchte Nassauerin mit ihrem Kinde befinde, welche des Trostes bedürfe. Zugleich wurde ich eingeladen, sie aufzusuchen. Ich ging also hin und traf die Witwe, die, aus Camberg gebürtig, noch nicht lange mit ihrem Manne, einem Bauunternehmer, nach Brasilien gekommen war; hier hatten sie gehofft, das Glück zu finden, allein sie fanden, wie es manchmal geschieht, das Gegenteil.

Skaum waren sie gelandet, da wurde der Mann krank und starb im Einwandererhaus. Dann wurde sie selbst krank.

Da sie während der Krankheit sich der Kinder nicht anzunehmen vermochte, wurden diese bei verschiedenen brasilianischen Familien untergebracht, welche sie bereitwillig zu sich nahmen.

Unglücklicherweise waren die Namen der betreffenden Familien nicht aufgezeichnet worden, und als die arme Frau sich von ihrer Krankheit erholt hatte, und nach ihren Kindern suchte, fand sie nur zwei; das dritte wurde zwar entdeckt, allein die Familie, der es anvertraut worden war, zeigte sich nicht geneigt, es wieder herauszugeben, und es bedurfte langer Unterhandlungen, bis es der Frau gelang, es zurückzuerhalten. — Nun fehlte noch eines; jedoch dieses war nicht zu finden, denn es mangelte dazu jeder Anhaltspunkt.

Die Frau befand sich in größter Not. Skaum hatte sie den Mann verloren, und jetzt sollte auch noch das Kind verloren sein? Ihr Schmerz war unbeschreiblich. Oftmals durchlief sie die Straßen der Stadt, schaute nach rechts, schaute nach links, ob sie nicht irgendwo einer Spur des Vermißten begegne. Es war umsonst. — So vergingen Wochen.

Eines Tages — es war Sonntag — war sie auch wieder suchen gegangen, da kam sie am Kirchlein der Karmeliterinnen vorbei. Gerade war Segen. Der Klang der Orgel zog die gute Frau mit unwiderstehlicher Gewalt in das Gotteshaus. Hier kniete sie nieder und mit einem Vertrauen und einer Innigkeit, wie sie dieselbe vorher nicht verspürte, wandte sie sich an den hl. Joseph und bat ihn flehentlich: „O hl. Joseph, gib mir mein Kind zurück!“ — Der Segen war vorbei. Gestärkt und voll Vertrauen verließ sie die Kirche, um vom neuen suchen zu gehen.

Noch war sie nicht weit gegangen, da hörte sie plötzlich eine Stimme: „Mutter! Mutter!“ Sie drehte sich um; auf der Schwelle eines Hauses stand ein Kind — ihr Kind. Im nächsten Augenblick hielt sie es in den Armen und bedeckte es mit ihren Küßen.

Glückliche Mutter! Sie hatte sich einen guten Fürsprecher gewählt, den hl. Joseph, der aus Erfahrung wußte, was es heißt, ein verlorenes Kind suchen gehen.

P. A. Schupp, S. J.

Gib kein Aergernis!

Der Aergernis gibt, beleidigt Gott und macht, daß auch andere ihn beleidigen. Der Aergernisgeber wird zum Gehilfen des Satans, dessen Bestreben es ist, Seelen zu morden und zu verderben.